

Wie Dogmen gemacht werden : (aus der Geschichte des Unfehlbarkeitsdogmas)

Autor(en): **Holzleithner, Julius**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **11 (1928)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-407527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kriegerische Stämme friedliebende Ackerbauer überfielen und unterjochten, da wurden die Menschen mit der sozialen Scheidung nach Klassen zugleich auch seelisch geschieden: Die herrschende Klasse lernte die Affekte des gesteigerten Ichgefühls (Machttrieb) kennen, die beherrschte Klasse hingegen die Affekte des gedrückten (depressiven) Ichgefühls (Minderwertigkeitsgefühl⁴). Auch diese — sozialen und seelischen — Umwälzungen spiegeln sich in der Dichtung (einerseits Heldensagen, andererseits Volkslieder) und in der Religion⁵).

Man unterscheidet in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit seit Lewis Morgan («Die Urgesellschaft») drei Hauptstufen: Wildheit, Barbarei, Zivilisation. Wir können heute bereits als vierte Stufe die Epoche des werdenden Sozialismus hinzufügen.

In der Epoche der Wildheit verhält sich der Mensch noch ganz triebhaft (reaktiv), in der Epoche der Barbarei schon mehr gefühlsmässig (sensitiv), in der Epoche der Zivilisation endlich überwiegend verstandemässig (normativ). Das heisst selbstverständlich nicht, dass etwa die Seele des modernen Menschen frei von Trieben und Gefühlen wäre, sondern nur, dass der Schwerpunkt der menschlichen Seele heute im Verstandemässigen zu suchen ist und dass der Mensch zu einer Art Selbstbeherrschung gelangt, indem die sich stetig steigernde Intelligenz (Geistigkeit) ihm gestattet, seinen wilden Trieben und wirren Gefühlen Hemmungen aufzuerlegen.

Wohl sind »im Gehirn des Menschen Intellekt (Verstand) und Gefühl innig verbunden und aus beiden zusammen entstehen die Willensentschlüsse, die wiederum, je nach ihrer Festigkeit und Dauer, gewaltig auf das Gehirnleben zurückwirken« (A. Forel, »Die sexuelle Frage«), aber man kann — praktisch genommen — sehr gut angeben, welche seelische Einstellung vorherrscht. Auch im gewöhnlichen Leben unterscheiden wir impulsive (unüberlegt handelnde), sensitive (empfindsame) und intellektuelle (kühl abwägende) Typen, ja man dehnt sogar diese Unterscheidung auf ganze Völker aus und spricht von heissblütigen Südländern im Gegensatz zu den bedächtigeren Bewohnern nördlicher Gegenden.

Womit zugleich zugegeben sein soll, dass auch die biologischen, d. h. geographischen Verhältnisse nicht einfach auszuschalten sind, vielmehr beeinflussen dieselben das Tempo und die Art der kulturellen Umlagerung im sozialen Werdeprozess der Menschheit. Jedes Lebewesen zeigt Beharrungsvermögen und wehrt sich zunächst gegen das Neue, Fremdartige. Es gibt also auch im Organischen Trägheitserscheinungen; dieselben erstrecken sich auch auf das geistige Leben der Menschen. Das ist Karl Marx bereits aufgefallen: »Die Schwierigkeit liegt nicht darin, zu verstehen, dass griechische

⁴) Vgl. Alfred Adler, »Individualpsychologie«.

⁵) Man vergleiche etwa den rachsüchtigen, despotischen (gewalttätigen) Stammesgott der Juden in den ersten Kapiteln der Bibel mit dem allerbarmenden, geradezu christlichen Gott des Propheten Jesaja. Der babylonischen Gefangenschaft der Juden entstammt der Messiasgedanke.

Feuilleton.

Bibel und Sittlichkeit.

III.

E. Br. Dem einen und andern Leser, der sich die Bibel noch nie genauer angesehen hat, mag der Gedanke gekommen sein, dass die Frage nach der Eignung dieser Geschichten zu erzieherischen Zwecken nicht unbedingt zu bejahen sei, dass die »biblischen Geschichten« selbst von ihren Befürwortern und besonders von diesen als schlimmster Schund eifrig und mit Recht bekämpft würden, wenn sie — nicht gerade in der Bibel, im heiligen Buch der Christen, ständen.

Man wendet ein: Diese Geschichten erzählt man doch nicht!

Natürlich erzählt man sie nicht oder erzählt sie ganz anders, man schildert diese Abraham und Lot, Isaak und Jakob (von denen wir noch sprechen werden) als unvergleichliche Tugendhelden. Man lügt sie zu Tugendhelden zurecht, um mit ihnen moralisch wirken zu können.

Ist man gezwungen, diesen unehrlichen Umweg zu beschreiten, um Stoff zur moralischen Belehrung zu finden? — Keineswegs! Man fände in Vergangenheit und Gegenwart Frauen und Männer genug, deren Leben so gestaltet ist oder war, dass man sie, ohne zu fälschen, der Jugend als nacheiferenswerte Vorbilder empfehlen kann.

Weitere Einwendung: Man muss diese biblischen Gestalten und Geschichten kulturgeschichtlich, aus ihrer Zeit heraus, verstehen!

Natürlich muss man das. Aber zum kulturgeschichtlichen Verständnis braucht es einen gewissen Grad geistiger und auch moralischer Reife. Wir stehen aber bei der Frage der Charakterbildung; die Aufgabe des Sittenunterrichtes ist nicht die Vermittlung geschichtlichen und sagenhaften Lernstoffes. Es handelt sich darum, den jun-

Kunst an gewisse gesellschaftliche Entwicklungsformen geknüpft ist. Die Schwierigkeit ist, zu verstehen, dass sie uns noch Kunstgenuss gewährt und in gewisser Beziehung als Norm und unerreichbares Muster gilt.« (Vorwort zur »Kritik der politischen Oekonomie«.)

Erweisen sich die geänderten äusseren Verhältnisse als dauernd stärker, dann tritt eine Periode der Anpassung ein; sofern dies nicht gelingt, fällt der Organismus der Vernichtung anheim. Mit der Anpassung an eine neue Umwelt sind jedoch die nun überflüssig gewordenen Organe nicht einfach ausgelöscht, sondern Ueberbleibsel (Rudimente) derselben erhalten sich oft mit unglaublicher Zähigkeit durch Generationen. Inwieweit die durch die Anpassung erworbenen Eigenschaften der Organismen vererbbar sind, das war das eigentliche Forschungsgebiet unseres unglücklichen Kammerer, der im Kampf gegen die ihn heftig befehlenden reaktionären, pfäffischen Wissenschaftler schliesslich zusammenbrach. Auch er war ein »Soldat der Revolution«; er focht auf den Barrikaden des geistigen Klassenkampfes. Denn es ist klar, welche hochpolitische Bedeutung der »rein« wissenschaftlichen Frage nach der »Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften« zukommt: Das Proletariat behaftet mit der Erbsünde der kulturellen Minderwertigkeit — man erinnere sich an die klöbigen Arbeitertypen, welche Meunier geschaffen hat —, darf sogar biologisch auf Erlösung hoffen. Ueberall leuchtet der Zukunftsglaube auf, wo die Fackel des Entwicklungsgedankens lodert! (Fortsetzung folgt.)

Wie Dogmen gemacht werden.

(Aus der Geschichte des Unfehlbarkeitsdogmas.)

Wenn man die Entstehungsgeschichte so mancher kirchlichen Dogmen verfolgt, wenn man sozusagen einen Blick in die Werkstätte tut, in welcher die Dogmen gemacht werden, so ist gar oft der Eindruck, den man dabei erhält, nicht gerade ein sehr erhebender und imponierender. In mehrfacher Beziehung interessant ist die Art und Weise, wie in der katholischen Kirche die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes zu einem für alle Gläubigen bindenden Glaubensartikel erhoben wurde.

Das Vatikanische Konzil, das in den letzten Tagen des Jahres 1869 in Rom eröffnet wurde, beschäftigte sich hauptsächlich mit zwei Fragen: erstens, wie der Kirchenstaat gegen die auf ein geeinigtes Königreich Italien hinizielenden Bestrebungen aufrecht zu halten sei, und zweitens mit der Unfehlbarkeitsfrage.

Die Durchsetzung dieses Dogmas ging keineswegs so leicht von statten, wie es sich der Papst und seine Ratgeber vorgestellt hatten, sondern es entbrannte darüber ein heftiger und erbitterter Streit. Die auf dem Konzil versammelten Bischöfe und Kardinäle waren nämlich nicht so ohne weiteres dafür zu haben, der Proklamierung des Dogmas zuzustimmen, vielmehr wurde von einem grossen Teile der Kirchenfürsten

gen Menschen für das Leben vorzubereiten, seinen Charakter zu bilden und zu festigen, damit er die zahlreichen Gefahren, denen er begeben wird, bestehe. Und dazu muss man ihm zeigen, wie ehrenwerte Menschen seines Kulturkreises gelebt haben, wie sie unter den Bedingungen, mit denen auch er zu rechnen hat, ehrliche, starke, aufrechte Menschen geworden und geblieben sind. — Die bisher angeführten Geschichten dürften eigentlich zur Genüge dartun, wie ungeheuer verschieden das sittliche Empfinden der jüdischen Patriarchenzeit von dem unsrigen ist und wie wenig demnach Kulturbilder aus jener Zeit sich für die sittliche Unterweisung unserer Jugend eignen. —

Wir kommen noch einmal auf Abraham zurück und erfahren, dass er noch einmal, wie einst in Ägypten, sein Weib Sarah als seine Schwester ausgab. Er hatte damals gute Geschäfte damit gemacht.

Der Zweck heiligt das Mittel. »Abraham zog von dannen ins Land gegen Mittag, und wohnte zwischen Kades und Sur, und ward ein Fremdling zu Gerar. Und sprach von seinem Weibe Sarah: Es ist meine Schwester. — Da sandte Abimelech, der König zu Gerar, nach ihr und liess sie holen.« 20. Kap. 1, 2.

Nun ist weiter erzählt, Gott sei im Traum zu Abimelech gekommen und habe ihm gesagt, dass Sarah ein Eheweib sei. Ins Profane (Weltliche) übertragen: Abimelech hat es irgendwie herausgebracht. »Abimelech aber hatte sie nicht berührt.« Und nun rief er sein Gesinde zusammen und auch den Abraham und sagte vor allen zu ihm: »Warum hast du uns das getan? Und was habe ich an dir gesündigt, dass du so eine grosse Sünde wolltest auf mich und mein Reich bringen? Du hast mit mir gehandelt, nicht wie man handeln soll.« 20. Kap. 8, 9.

ein leidenschaftlicher Kampf gegen dasselbe inszeniert, der mit allen Mitteln der Beredsamkeit, aber auch mit allen Mitteln eines hinter den Kulissen arbeitenden, ränkereichen Intrigenspiels geführt wurde. Es handelte sich ja auch, wie ein zeitgenössisches deutsches Blatt mit Recht bemerkte, im Grunde um die Frage, ob fortan die Bischöfe in ihrer Gesamtheit oder der Papst allein die unfehlbare höchste Instanz der Kirche bilden sollten.

Obwohl die Sitzungen des Konzils streng vertraulich waren, sickerte doch auf verschiedenen Umwegen frühzeitig mancherlei in die Öffentlichkeit, und die Zeitungen des In- und Auslandes berichteten noch zur Zeit, als das Konzil tagte, über so manche Einzelheiten, die man lieber hätte geheim halten wollen.

Gleich zu Beginn des Konzils gab es ein wenig erbauliches Zwischenspiel. Ganz wie in einer gewöhnlichen Vereinsversammlung entstand nämlich zunächst ein Streit über die Geschäftsordnung. Man hatte in Rom schon vor dem Zusammenritte der Kirchenversammlung eine komplette Geschäftsordnung ausgearbeitet und wollte diese dem Konzil aufzwingen. Dies erregte aber die Entrüstung eines Teiles der Bischöfe, da nach ihrer Meinung ihnen dadurch die Redefreiheit allzusehr beschnitten wurde; sie vertraten mit Hartnäckigkeit den Standpunkt, dass das Konzil sich seine Geschäftsordnung selber zu geben habe, und bestürmten den Papst in einer Reihe von Eingaben um Aenderung dieses Reglements. Sie liessen es zwar hierin bei diesen formalen Protestkundgebungen bewenden; die päpstliche Partei jedoch, die mit einer glatten Annahme des Dogmas gerechnet hatte, erblickte darin kein günstiges Vorzeichen für einen ungestörten, planmässigen Verlauf der weiteren Verhandlungen.

Es kam aber noch schöner. Als die meritorischen Beratungen über die Unfehlbarkeitsfrage näher heranrückten, taten sich die oppositionellen Bischöfe und Kardinäle zu förmlichen Klubs zusammen und richteten an den Papst eine Denkschrift nach der andern, worin sie ihm dringend nahelegten, er möge von dem Plane der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas Abstand nehmen. Der Papst war darüber nicht wenig erstaunt und entrüstet und zwar mit einer gewissen Berechtigung; denn auf diesen Denkschriften waren auch solche Bischöfe (hauptsächlich aus Deutschland und Frankreich) mitunterzeichnet, die zwei Jahre vorher anlässlich irgendeiner Hundertjahrfeier an den Papst eine feierliche Huldigungsadresse gesandt hatten, worin unter anderm von dem »unfehlbaren Munde des Papstes« (os infallibile Papae) die Rede war. Es ist daher ganz begreiflich, dass sich die päpstliche Kurie dadurch ermutigt gefühlt und sich in der angenehmen Hoffnung gewiegt hatte, dass diese Herren der feierlichen Erklärung der Unfehlbarkeit als Dogma keine Schwierigkeiten bereiten würden. Man wird daher das Erstaunen der Papstpartei verstehen, als sich nunmehr herausstellte, dass gerade unter diesen Personen sich die eifrigsten Bekämpfer der Unfehlbarkeitslehre befanden.

Sie halfen sich nun mit der Ausflucht, es habe sich ihnen bei jenem Ausdrucke nur um eine rein formale Bezeugung ihrer Ehrfurcht, um eine höfliche Redensart gehandelt, aus der man keinerlei Folgerungen bezüglich ihres Verhaltens in dogmatischen Fragen ableiten könne!

Inzwischen gingen die Streitereien im Konzil munter weiter. Es konnte gar keine Rede mehr davon sein, dass sich die Bischöfe der päpstlichen Zentralgewalt willenlos beugen würden; die Opposition nahm vielmehr von Tag zu Tag zu und war sowohl durch die Zahl und das Ansehen ihrer Vertreter, als auch durch die Schärfe und Leidenschaftlichkeit, mit der sie den Kampf führten, für die päpstliche Kurie höchst unerfreulich.

Von den Gegnern des Dogmas arbeiteten die einen mit gelehrten Argumenten und behaupteten immer wieder mit grösstem Nachdruck, dass weder in der Bibel, noch in den Schriften der Kirchenväter sich etwas finden liesse, was für die Unfehlbarkeit des Papstes spreche; die andern vertraten den Standpunkt, dass es zwar innere Gründe für die Berechtigung des Dogmas gebe, aber es sei nicht zweckmässig und vorteilhaft, dasselbe öffentlich und feierlich als einen Bestandteil der katholischen Glaubenslehren zu verkünden, da es selbst in gewissen kirchlichen Kreisen Anstoss erregen könnte und vor allem den Freigeistern einen allzu exponierten Angriffspunkt für eine spöttische und gefährliche Kritik bieten würde. Es wurde auch darauf verwiesen, dass verschiedene Staaten durch ihre diplomatischen Vertreter ihre Bedenken gegen die Proklamierung der päpstlichen Unfehlbarkeit zum Ausdrucke brachten; so hatte z. B. der französische Gesandte die Drohung geäussert, Frankreich werde einen derartigen Schritt mit der Kündigung des Konkordates (Vertrag zwischen Staat und katholischer Kirche, durch den ihr eine bevorzugte Stellung unter den Konfessionen eingeräumt wurde) beantworten.

Diese heftige Opposition war für die römische Kurie umso unangenehmer, als sich die Anhänger des Papstes sehr wohl des Umstandes bewusst waren, dass die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas nur dann einen wirklichen Wert haben, nur dann eine Festigung der Macht und des Ansehens der Kirche bedeuten, ihren Gegnern imponieren und auf die Zweifler Eindruck machen könne, wenn sie als eine Kundgebung des einmütigen Willens der ganzen Kirche, frei von Widerspruch und Streit, zustande gekommen wäre.

Zu den erbittertsten Bekämpfern des Dogmas ausserhalb des Konzils gehörte der bekannte deutsche Kirchenlehrer Döllinger; unter den Teilnehmern selbst waren in erster Linie verschiedene französische Bischöfe die Haupttrüdführer der Opposition. Vermöge des Ansehens, das ihnen ihre Stellung gab, durch ihr Temperament und die Schärfe ihrer Beweisführungen betätigten sich vor allem Darboy, der Erzbischof von Paris, und Dupanloup, Bischof von Orléans, als äusserst unangenehme Opponenten. Was der letztgenannte und einige amerikanische Bischöfe über die Wirtschaft im Kirchenstaate vor-

Man erkennt auch in diesem, wie im ägyptischen, Falle die sittliche Ueberlegenheit des nicht auserwählten Abimelechs gegen Abraham.

Die Antwort Abrahams bestand in einer höchst durchsichtigen, bubenhaften Ausrede, er sprach: »Ich dachte, vielleicht ist keine Gottesfurcht an diesen Orten, und werden mich um meines Weibes willen ermorden.« 20. Kap. 11.

Aber das Bessere kommt noch. Er fügte nämlich bei: »Auch ist sie wahrhaftig meine Schwester; denn sie ist meines Vaters Tochter, aber nicht meiner Mutter Tochter, und mein Weib geworden.«

Nachdem Abraham seine Halbschwester Sarah zum Weibe genommen hatte, ging es doch nicht mehr an, sie bald als Schwester, bald als Ehefrau auszugeben, umso weniger, als er sie, sobald man sie als seine Schwester behandeln wollte, als sein Weib reklamierte. Mit seiner echt kasuistischen (für den besondern Fall berechneten) Antwort erwies sich Abraham als ein Schläuling, den die Jesuiten getrost für ihren Stammvater ansehen dürfen.

Der rechtschaffene Abimelech aber mochte denken, dass es besser sei, mit Leuten vom Schlage Abrahams keine Feindschaft zu haben. Er »nahm Schafe und Rinder, Knechte und Mägde, und gab sie Abraham; und gab ihm wieder sein Weib.«

Und zu Sarah, die ihn ebenso schmählich hintergangen hatte, indem sie Abraham als ihren Bruder ausgab, sagte er: »Siehe da, ich habe deinem Bruder tausend Silberlinge gegeben; siehe, das soll dir eine Decke der Augen sein vor allen, die bei dir sind, und allenthalben.« »Und das war ihre Strafe.«

Also bezahlte Abimelech den Abraham obendrein noch mit gemünztem Gelde, der Sarah zur Strafe: dass sie darob die Augen vor

Scham niederschlagen müsse vor jedem Menschen, der ihr begegne.

Abraham nahm das Sündengeld selbstverständlich an und »betete zu Gott«.

Gott aber entpuppt sich abermals als Mitwisser und Unterstützer der abrahamitischen Gaunerei. Nachdem Sarah dem Abraham »mit Gewinn (wie es in der Bibel heisst) wieder gegeben« war, »da heilte Gott Abimelech, und sein Weib und seine Mägde, dass sie Kinder gebären. Denn der Herr hatte zuvor hart verschlossen alle Mütter des Hauses Abimelechs, um Sarah, Abrahams Weibes, willen.« 20. Kap. 17, 18.

Gott verlangt Menschenopfer. Wenn von christlichen Lehrern von Naturvölkern gesprochen wird, die ihren Göttern Menschenopfer darbringen, so geschieht das mit tiefstem Abscheu; man kann sich nicht genug über die Roheit dieser Wilden und ihre barbarische Gottesvorstellung entsetzen. Das war in der Geographiestunde.

Nächste Stunde: Biblische Geschichte. Da wird nun mit grösster Selbstverständlichkeit und mit sittlichem Pathos erzählt, dass Gott seinem Auserwählten Abraham befohlen habe, ihm seinen Sohn Isaak zu opfern und dass Abraham ohne weiteres zum Kindsmord bereit war.

Schon lag der Knabe auf dem Holzstoss, schon zückte der Vater das Messer gegen ihn, als ein Schafbock hinter einem Gebüsch hervortrat. Diese Gedankenablenkung mag bei Abraham eine Störung religiöser Ekstase und damit den Sieg der väterlichen Gefühle bewirkt haben. Er liess von dem Knaben ab und opferte den Bock.

Gott aber war von der Bereitwilligkeit Abrahams, ihm zu Ehren seinen Sohn zu schlachten, dermassen erfreut, dass er den Rabenvater

brachten, die sie anlässlich des Konzils mit eigenen Augen kennen zu lernen Gelegenheit hatten, muss für den Papst und die führenden Persönlichkeiten des Kirchenstaates nicht gar erfreulich zu hören gewesen sein.

Mit Herrn Dupanloup erlebte übrigens die päpstliche Partei eine ähnliche fatale Enttäuschung, wie mit den früher erwähnten höflichen Bischöfen. Früher war er in seiner französischen Heimat einer von denen gewesen, die am eifrigsten in Wort und Schrift die Idee verfochten, dass der Kirchenstaat um jeden Preis erhalten werden müsse, damit die Welt ein Musterbeispiel eines christlich regierten Staates habe; als er sich aber dieses »Musterbeispiel« aus der Nähe besehen hatte, wollte er von einem Kirchenstaate nichts mehr wissen und bekannte ganz offen, den Kirchenstaat könne nur derjenige loben, der ihn nie gesehen habe. Als gar die Drucklegung einer Schrift, in der Dupanloup die Richtigkeit der Unfehlbarkeitslehre entschieden bestritt, in Rom durch die päpstliche Zensur verhindert wurde und der Verfasser nach Neapel gehen musste, wo er, ausserhalb des Kirchenstaates, seine Broschüre unter dem Schutze der italienischen Pressfreiheit drucken lassen konnte, gehörte er von diesem Zeitpunkte an zu denjenigen, welche meinten, dass die Preisgabe des Kirchenstaates durchaus kein Verlust für die Kirche sei. Wie übrigens das im Kirchenstaate verwirklichte praktische Christentum ausgesehen haben muss, lässt ein Ausspruch eines amerikanischen Bischofs ahnen, der gesagt haben soll, es sei wahrlich ein Glück, dass die amerikanischen Katholiken nicht wüssten, wie es im Kirchenstaate zugehe, denn sonst würden sie alle der Kirche den Rücken kehren.

Nach etwa einem halben Jahre lebhaften und aufgeregten Debattierens kam es endlich zur Beschlussfassung über das Dogma. Der Kampf endete allerdings mit einem Siege der päpstlichen Partei. Aber was für ein Sieg war das! Wie einst der Etruskerkönig Pyrrhus, so mag sich auch damals der Papst nach gewonnener Schlacht gesagt haben: »Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren.« In der Vorabstimmung — die Hauptabstimmung sollte nämlich in einer öffentlichen, feierlichen Schlussitzung des Konzils vorgenommen werden — stimmten zirka 150 Anwesende gegen das Dogma oder enthielten sich der Abstimmung, während etwa 90 andere Teilnehmer sich unter verschiedenen, sehr durchsichtigen Vorwänden von der entscheidenden Sitzung ferngehalten hatten.

Die Opponenten nahmen dann an den weiteren Veranstaltungen des Konzils keinen Anteil mehr, was freilich der römischen Kurie sehr erwünscht war; denn wenn in der öffentlichen Schlussitzung eine so beträchtliche Minderheit gegen das Dogma aufgetreten wäre, so würde es trotz der Annahme durch die Mehrheit kein Sieg mehr gewesen sein, sondern eine fürchterliche und in ihren möglichen Folgen verhängnisvolle Niederlage. So aber kam es, dass bei der feierlichen Schluss-

aufs neue segnete und ihm verhiess, dessen Same werde sich mehren »wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Ufer des Meeres« und dass sein Same die Tore seiner Feinde besitzen soll. 22. Kap.

Man befindet sich bei diesem blutdürstigen Gott und diesem mordbereiten Vater wirklich in einer hochsittlichen Gesellschaft.

Nach Sarahs Tod — sie starb 127-jährig — nahm sich der alte Sünder Abraham wieder ein Weib, das hiess Keturä. 25. Kap. 1. Und sie gebar dem Abraham sechs Kinder.

Abraham ist selbstsüchtig und geizig bis zum letzten Atemzug. Als Abraham, 175 Jahre alt geworden, fühlte, dass es mit ihm zu Ende gehe, machte er sein Testament über den riesigen Reichtum, den er zusammengebracht hatte, und darin zeigte sich nochmals die Niederträchtigkeit seiner Gesinnung. Er verschrieb nämlich alles seinem Sohne Isaak; die von Keturä stammenden Kinder und Enkel, im ganzen 16 Nächstverwandte, fertigte er mit einem Geschenke ab; ausserdem veranlasste er sie, ausser Landes zu ziehen, wo Isaak seine Herden hatte.

Man kann entgegnen, dass er nach dem damaligen und dortigen Erbrecht gehandelt habe. Gut. Was geht uns aber das brutale Erbrecht aus der Zeit der Halbbarbarei an, wenn wir die Kinder zu Gerechtigkeit und Mitgefühl erziehen wollen? Wir könnten es höchstens als Beispiel von Gefühlsroheit verwenden. Aber man stelle sich den Entrüstungssturm vor, der sich erhöbe gegen den Lehrer, der es wagte, den Masstab des heutigen sittlichen Empfindens an die kulturgeschichtlichen Darstellungen der Bibel zu legen! —

So war nun der vielgerühmte Patriarch tot. Aber die Eigenschaften, kraft welchen er sich die Verachtung des ägyptischen Pharaos und des Königs von Gerar zugezogen und die ihn bewogen hatten, die Hagar samt ihrem und seinem Sohne Ismael zu vertreiben und

abstimmung von etwa 550 anwesenden Stimmberechtigten nur 2 gegen das Dogma stimmten; die päpstliche Zentralgewalt hatte gesiegt, die öffentliche Proklamierung der neuen Glaubenslehre konnte stattfinden; der Katechismus war wieder um ein Dogma reicher geworden.

Julius Holzleithner, Gmunden.

Zur Religionspolitik der russischen Sovietregierung.

In der bürgerlichen Presse des Abendlandes werden gelegentlich über die Religionspolitik der Sovietregierung Meldungen weitergegeben, die gerade Freidenker und wissenschaftliche Atheisten zum Aufsehen mahnen müssen. Mit ganz leisen Retouchierungen und Umbiegungen sucht man hierzulande den Eindruck zu erwecken, dass die Sovietregierung, die nach der bekannten Deklaration der Tychonischen Priesterpartei mit der orthodoxen Kirche sich in einen modus vivendi gefunden hat, nun über diesen modus vivendi hinaus die Festigung und Förderung der Kirche ins Auge fasse und damit ihre gesamte, prinzipiell ablehnende Stellungnahme gegenüber Kirche und Religion revidiert, ja sogar aufgegeben habe. In der deutschen Presse häufen sich die Meldungen über Förderung des Kirchenbaues durch die Sovietregierung. Bereits brachte auch ein Hamburgerblatt die Nachricht, dass eine neue Herausgabe von Gesetzen bevorstehe, die die Lage der Kirche in der Union der S. R. R. regeln werde, und dass dies ein Schritt des Entgegenkommens der Sovietmacht gegenüber der Kirche wäre. Die »Basler Nachrichten« brachten kürzlich in einem Artikel über russische Religionspolitik eine Rede Stalins, worin diejenigen als Idioten bezeichnet werden, die dieser versöhnenden Politik der Regierung der Kirche gegenüber entgegenarbeiten. Es ist leider nicht überall bekannt geworden und genügend durchgedrungen, dass diese Rede Stalins eine journalistische Fälschung darstellt, dass kein Satz und kein Wort daraus von Stalin gesprochen worden ist.

Wie aber verhält es sich in Tat und Wahrheit mit der sovietrussischen Religions- und Kirchenpolitik?

Die erwähnten Gerichte veranlassten die Redaktion des vorzüglich geleiteten »Freidenkers«, des Zentralorgans für Freidenkertum und Feuerbestattung, in einer speziellen Zuschrift die russische Freidenkerorganisation zur Verlautbarung und Stellungnahme aufzufordern. Aus der Antwort, die von Moskau eingelaufen ist, heben wir Folgendes heraus:

»Im August 1927 wurde in Moskau von Sergius, dem Nachfolger des Patriarchen Tychon, im Namen der orthodoxen Kirche eine Deklaration an die Gläubigen veröffentlicht, die im wesentlichen darauf hinausläuft, dass der reaktionäre Flügel der Führer der orthodoxen Kirche nunmehr seine Treue zur Sovietregierung und damit zugleich die Absage an jede gegenrevolutionäre Tätigkeit verkündet.«

die lebenden Zeugen seines regen Umgangs mit seinen Keksweibern zu enterben, wucherten bei seinen Nachkommen lustig fort. In dieser Beziehung kann man von einer ganzen Reihe abrahamitischer Abkömmlinge von erblicher Belastung sprechen; das Wort von den Sünden der Väter, die sich an den Kindern und Kindeskindern rächen werden bis ins dritte und vierte Glied, findet hier eine glänzende Bestätigung. Wir haben dabei zunächst

die Betrugsgeschichte im Hause Isaaks ins Auge zu fassen. Isaaks Weib hiess Rebekka. Sie stammte aus der nächsten abrahamitischen Verwandtschaft, denn sie war eine Grossnichte Abrahams. Sie zeigte sich ihres Grossonkels durchaus würdig, wie wir gleich erfahren werden.

Dieses Elternpaar hatte zwei Söhne: den Jakob, der ein frommer Mann war und in den Hütten blieb, und Esau, den Jäger.

Die Frömmigkeit Jakobs wird ins richtige Licht gerückt dadurch, dass der liebevolle Bruder auf Esau Bitte »Lass mich kosten das rote Gerichte, denn ich bin müde« mit dem Verlagen antwortete: »Verkaufe mir heute deine Erstgeburt.« Esau ging darauf ein, leistete den geforderten Schwur und erhielt für das Erstgeburtsrecht die mit der brüderlichen Liebe gewürzte Linsensuppe und Brot dazu.

Doch das war nur das Vorspiel. — Als Isaak sich dem Tode nahe fühlte, sagte er eines Tages zu Esau: »Siehe ich bin alt geworden, und weiss nicht, wann ich sterben soll. So nimm deinen Zeug, Köcher und Bogen, und gehe aufs Feld, und fange mir ein Wildpret. Und mache mir ein Essen, wie ich's gerne habe, und bringe mir's herein, dass ich esse, dass ich deine Seele segne, ehe ich sterbe. 27. Kap. 2-4.

Esau tat ohne Arg, was der Vater, auch ohne Arg, von ihm erbeten hatte.